

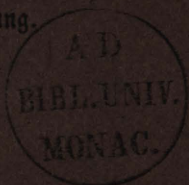
1

A

# Lebensbilder

aus der  
deutschen Nationalversammlung  
von  
Ludwig Schatte.

Erste Lieferung.



Schw. Hall.  
Albrecht Pfeiffer's Buchhandlung.

Die 2. und 3. Lieferung (Schluß) erscheinen  
in 14 Tagen.

Univ. Bibl.  
München



### Die Paulskirche.

Die feierliche Eröffnung des Parlaments war vorüber, als ich in Frankfurt ankam. Einzelne Fahnen wehten noch hie und da; in Sachsenhausen standen noch bretterne Rudera einer Ehrenpforte, an den Häusern hingen welke Kränze, auch der aus rothem Stein geschnittene Kaiser Carl, der auf der Mainbrücke steht, hielt den seinen noch lange an seinem gehobenen Schwerdte. Der Schwung und der Jubel, den die erste deutsche Nationalversammlung hervorgerufen, war überall fühlbar unter den Abgeordneten und in der Stadt selbst. Das ganze Volk aber sah erwartungsvoll und hoffnungreich auf die Männer seines Vertrauens.

Zu Einem Zweck hier versammelt, thaten sich die Angekommenen freundlich brüderlich zusammen, Ein Interesse, Eine Begeisterung verband sie in den ersten Tagen Alle zu Einem schönen Verein, und man sah in den ersten Tagen Männer und Frauen in schwungvoller Begeisterung beisammen, die nachher durch die schroffsten Gegensätze getrennt, politisch und selbst persönlich sich feind wurden.

Mit einer gewissen Ehrfurcht betrat ich den Paulsplatz, beschaute ich mir die große aus rothen Steinen gebaute Rotunda, und es hat sie wohl keiner zum erstenmal betreten, ohne eine gewisse seinem eigenthümlichen Wesen, seinem politischen Glaubensbekenntniß angemessene Andacht.

Betrachtete man sich die Versammlung vom Standpunkt des Präsidentenstuhls und der Rednerbühne aus, so konnte man schon nach den ersten Tagen die vier Hauptfraktionen in allgemeinem Umriss erkennen. Links vom Präsidenten auf der ersten Bankreihe und ganz

hinten auf derselben Seite, auf den terrassen-  
artig aufgebauten Bänken, saßen die Männer,  
die sich später als äußerste Linke im Klubb  
Donnersberg zusammenthaten. Die jugend-  
liche Begeisterung, die sich selbst unter ihren  
älteren Mitgliedern ausdrückte, ihre charakter-  
vollen Gesichter erregten bei feindlich oder  
freundlich Gesinnten das Interesse für sie, und  
das Band der Freundschaft und Liebe, das  
Alle umschlingt, vermochte kein Unglück und  
keine Trennung aufzulösen. Sie waren Brüder,  
die vom Schicksale getrennt werden konnten,  
aber Söhne Einer Mutter, derselben ewigen,  
großen Idee, die tausend Mordschüsse nicht  
vernichten können. Hier saßen Mohr aus Ober-  
ingelheim, Zitz aus Mainz, Rühl aus Hanau,  
Dießsch aus Annaberg, Trübschler aus Dresden,  
Kuenzer aus Constanz, Junghanns, Berger aus  
Wien, Fehrenbach, Brentano, Simon von Trier,  
Arnold Ruge, Zimmermann aus Stuttgart;  
die drei letztern galten sonst als parlamentarische



Führer dieser Partei; in der Partei selbst gab es keine Führer, sie waren zu eifersüchtig auf das Princip der Gleichheit; hier war nur Freiheit, bisweilen Anarchie; und allerdings war es hauptsächlich Zimmermann, welcher als Parlamentär mit Simon von Trier in den Lagern der verschiedenen andern Parteien bei besonders wichtigen Fragen thätig war.

Die gemäßigten Glieder dieser Partei waren innig verwandt der Partei der Linken. Unter dieser zeichnete sich vor allen Ihstein aus, mit seiner durch ein ganzes Lebensalter bewährten Gesinnung; Nauwerk, der auch ein Lehrer an einer Universität eine so edle Ausnahme machte unter den vielen Professoren; Eisenstuck mit seiner tüchtigen Natur, dessen richtiges Gefühl ihn überall vom Extravaganten zurückhielt. Robert Blum stand lange dieser Partei als Führer vor. Nach seinem Tode Vogt aus Gießen. Vogt ist eine ganz französische Natur. Wenn ihm der tiefe Geist des Deutschen mangelt, so hat er dafür den Esprit des Franzosen, so



wie dessen genießendes, sinnliches Wesen ohne irgend eine höhere Weihe.

Das linke Centrum bestand aus verschiedenen Elementen. Hier saß mancher, den gereizte Eitelkeit oder sonst eine verletzte Schwäche von anderer Seite wegtrieb, der aber seiner wahren Natur nach an einen entschiedenen Platz gehörte. Hier saß Benedey von Cöln, beim Frankfurter Attentat im Jahr 1833 schon theiligt, stellte er sich in der Paulskirche die Aufgabe der Vermittlung, und die völlig verschiedensten Anträge suchte er in seinen seltsamen Reden zu vereinen und zu vermischmaschen.

Das rechte Centrum machte durchaus den Eindruck eines Sumpfes, in welchem sich wunderliches Gethier bewegte. Dickbäuchige Kröten, wetterprofezeiende Laubfrösche, feuergefleckte Molche, schillernde Eidechsen und verblendete Blindschleichen.

Dieser große Haufen stimmte stets mit der äußersten Rechten. Der alte Arndt war unter denselben, der in seinen Abstimmungen so oft

zum Verräther an der Sache wurde, die er früher selbst besang; er mußte auch oft genug seine eigenen Verse als Vorwurf hören. Auch ein Herr Laube hielt sich an diese Partei, der in Leipzig eine Wittve mit Geld geheirathet, einige Reisen machte und das Lauwasser seiner Schriftstellerei schon reichlich ausgoß und vielfach ein literarischer Schneidergeselle genannt wurde. Der Turner Zahn gehörte auch dahin, diesem verbrannten Manne haben die Deutschen zusammengelegt und ihm sein Haus wieder aufgebaut, es würde wohl nicht wieder geschehen; das Urtheil über ihn hat sich berichtigt. Unbeholfene aber sehr gelehrte Professoren waren besonders viele unter dieser Partei. Ihr Abgott und Leithammel war Heinrich von Gagern. Ueber ihn habe ich mich keinen Augenblick getäuscht. „Was hältst du von Gagern?“ fragte mich ein Freund, an dessen Arm ich zum erstenmal die Paulskirche verließ. „Wie mögt ihr so große Stücke auf ihn halten, erwiederte ich, er ist bornirt und wird euch und sich selbst



Noth genug machen.“ Verwundert schaute mich der Freund an: „das meinst du?“ Ich denke, die Erfolge haben diesen ersten Eindruck, den er auf mich machte, bestätigt.

Gagern brachte viel deutschen Sinn und guten Willen mit, aber „ein eisernes Band legt' um die Stirn ihm Kronion“ und Niemand kann sich mehr Geist und Scharfsinn geben, als ihm gegeben ist. Er wurde dupirt. Das war ein um so größeres Unglück, je größer sein nachbetender Schweif war. Als Präsident mag ihn geringerer Vorwurf treffen; er war partiisch gegen die Linke, aber sie machte ihm auch viel Unruhe und die lauten Sympathieen des Volkes für sie waren jedenfalls unbequem. Der Geburt und seinen Lebensverhältnissen nach Aristokrat, waren seine eigenen freisinnigen Ideen, die er von seinem Vater ererbt haben mag, welcher in seiner Jugend für die erste französische Revolution schwärmte, nicht mächtig genug, er war Stodkaristokrat. Als Reichsminister aber war er unglücklich placirt. Während

seine Eitelkeit sich für frei und selbstständig hielt, war er nur Werkzeug, ward er zum Dupe Preußens. Gagern hat wahrscheinlich das Beiwort „der edle“ verdient, bis er das Parlament, den Ministerrath betrat. Zum Reichsminister eines Staats, dessen Volk gährend, verarmt, Hülfe begehrend, dessen Fürsten. Anfangs der Bewegung feige, dann intriguirend, grausam und zähe waren; zum Premierminister eines solchen Staates fehlten Gagern die Kräfte des Geistes und des Charakters.

Das Edle und Biedere in seinem Wesen war vielfach in seinem Aeußern ausgedrückt. Seine Gestalt ist groß und kräftig, seine Gesichtszüge zeigten sich in der Nähe etwas derb, im Allgemeinen aber machte seine Erscheinung keinen unangenehmen Eindruck.

Wendete man sich von den Figuren des Sumpfes ab nach den Männern der äußersten Rechten, so freute man sich, hier wieder scharf markirten Gesichtern, Geist und Charakteren zu begegnen. Hier sah man Lichnowsky, Radowicz



mit dem unveränderlichen Gesichte, stät in Haltung und Gang, fein und klug im ganzen Wesen; den eifrigen Buß aus Freiburg; Vinke, den Stockpreußen, den Sturmbock seiner Partei, wenn eine Hauptsache erobert werden sollte; den Grafen Schwerin, dessen Aeußeres mehr auf einen Bauern aus der Mark, als auf einen preussischen Grafen schließen ließ.

So hatten sich im Allgemeinen die Parteien frühe in der Paulskirche gesondert, jedoch nur im Allgemeinen; es saßen Leute in den Reihen der Linken, die nach ihren Abstimmungen und den Klubbs, die sie besuchten, ganz anders wohin gehörten. So saß mitten in der Linken Jordan aus Berlin, der marinirte Reichshäring — man nannte ihn so, weil er sich zum Marinerath ins Reichsministerium einzuführen verstand —. So saß Arndt auf der ersten Bankreihe der Linken neben Arnold Ruge.

Es ist viel Irrthum von Anfang bis zu Ende der Nationalversammlung über die Parteien derselben verbreitet worden und noch

verbreitet. Man hat oberflächlich nach den Plätzen, die zufällig gleich anfangs der eine oder der andere in der Paulskirche einnahm, sie politisch rangirt, und so lief es, possirlich genug, durch die Hauptzeitungen Deutschlands: „Der alte Arndt sitze auf der äußersten Linken.“ Ich reihte ihn mit dem ersten Blick dem rechten Centrum ein, wohin ihn seine Haltlosigkeit, sein Schwanken, seine Unklarheit durchaus verwiesen. Erst nach der Rückkehr aus der reformirten Kirche in die Paulskirche, also in den letzten Monaten, saßen die Abgeordneten scharf gesondert nach ihren Parteien, ja größtentheils nach den Partei-Fractionen. Jetzt erst wanderte Arndt in die Nähe des ihm ähnelnden Herrn Grävell und Herr Jordan aus Berlin schwamm dahin, wohin er gehörte.

Wie aber über die Paulskirche viel Irrthum ist, ebenso ist es mit den Klubs.

### Die Klubbs.

Die Klubbs spielten, wie in allen Revolutionen, so auch in dem, was man deutsche Revolution nannte, vor allem beim Parlament zu Frankfurt, eine Hauptrolle.

Daß sich Klubbs bildeten, war natürlich; die Sache hatte ihre Nothwendigkeit in sich. Daß sich die Kraft der Nationalversammlung in so viele Klubbs zersplitterte, das war ein Unglück, verderblich für den Gang der Beratungen, für die wichtigsten Beschlüsse, für die Sache Deutschlands und der Freiheit, zuletzt für das Parlament selbst: das vielköpfige Klubbwesen wirkte mittelbar hauptsächlich mit zum Untergang der Nationalversammlung.

Es waren interessante Abendstunden, als



die Massen der Abgeordneten des deutschen Volkes noch ungesondert und ungeschieden, alles untereinander, in den großen Räumen der Säle im Weidenbusch und auf der Mainluft sich besprachen. Da platzten die Geister auf einander, und unmittelbar hintereinander hörte man da den Grafen Arnim und Arnold Ruge, die äußerst rechte und äußerst linke Ansicht, Beseler und Raveaux, die Fragen des Tages behandeln, und mancher, der später unter dem Kommando und der Ueberwachung seines Klubbs und seiner Parteiführer nie anders als legitim rechts stimmte und Beifall gab, stimmte zu und klatschte zu der scharfen Beweisführung Ruges, dem Wohlmeinen Raveauxs. Damals waren auch die persönlichen Ansichten frei, bald wurden sie dem Parteibeschlusse unterthan.

Zu der Bildung der Klubbs trugen Aristokratie und Demokratie, volksthümliche und absolutistische Interessen, in gleichem Maaße bei.

Die Demokratie täuschte sich, sie verrechnete sich. Der Absolutismus gewann durch die Klubbs.



Die Revolution war auf den Flügeln des Westwinds gekommen, über Nacht, und die deutschen Liberalen vom alten Styl, die Männer des Katheders und der Ständekammern, waren noch lange nicht klug, gewizigt genug, um sich nicht durch die schlaue Diplomatie des Absolutismus den schon gewonnenen Proceß, den sie unter dem Arme hatten, leise wieder stehlen zu lassen. Anderen fehlte der sittliche Halt und Karakter, das befähigte sie und machte sie zu Werkzeugen, zu brauchbarem Stoff in der Hand geschickter Köpfe, die dem Absolutismus aus Grundsatz dienten.

Man hat die Nationalversammlung bald genug angeklagt, daß sie flebricht sei, nicht vom Flecke komme, viel rede und wenig handle. Der Linken that man darin großes Unrecht. Die Linke, besonders ihre Führer, sahen vornherein, und kannten bis auf die einzelnen geheimen Fäden das Todesnetz, welches das Königthum mit Hülfe der Aristokratie und

des Jesuitismus über dem Haupt der Revolution, und ihrer Tochter der Nationalversammlung, zusammenzuziehen, ganz leise, sachte, unmerklich, nach und nach zusammen zu ziehen beschlossen hatte.

Ja wohl, beschlossen. Ein Beschluß war es, das Ergebniß verschleierter, vorausgegangener Berathungen.

Es sind drei schöne Worte der Religion: Glaube, Liebe und Hoffnung, und es wäre zu wünschen, daß sie in jedem Menschenherzen lebendig blüheten. Aber auf dem Gebiete der Politik sind sie Giftpflanzen, deren Dufst betäubt und einschläfert, daß der böse Feind kommen kann, und die Völker im Schlaf binden und ihnen ihre höchsten Güter rauben.

Mehr als ein Drittel der deutschen Abgeordneten waren nach Frankfurt gekommen, als Männer des gutmüthigen deutschen Vertrauens, mit frischem Glauben an die Fürsten, mit verzüngter Liebe zu den Fürsten, mit großer, ja oft mit größter Hoffnung auf die Fürsten.

Es zeigte sich recht in seinem Glanze der Wunderglaube der Deutschen, der Juden wie der Christen. Denn nur als ein Wunder konnte es geglaubt werden, daß die Fürsten, daß der absolute mittelalterliche König von Preußen, über Nacht plötzlich die Natur geändert.

Das war ihnen nicht zuzumuthen. Der Drang der Umstände, die äußerste Noth des Augenblicks hatten sie dazu bestimmt, vor der Revolution sich zu beugen, aber je demüthigender dieß war, desto tiefer äzte es sich in ihr Herz ein, und so bald sie sich wieder faßten, waren sie entschlossen, sich zu rächen, die Revolution zu beseitigen in ihren Folgen, und die alte Stellung einzunehmen.

Man fädelte geheime Verabredungen und Einverständnisse mit anderen absoluten Mächten, namentlich mit den Höfen von Rußland und Oestreich ein. Man berieth, wie die Revolution zu brechen sei. Das Herz, der Lebensiß derselben war die Frankfurter Nationalver-



sammlung. Es galt, ihr die revolutionäre Kraft zu schwächen, sie ihr künstlich auszu ziehen, sie zu keinen Thaten, zu keinen entscheidenden Schritten kommen zu lassen. Als bestes Mittel dazu erkannte man die Zersplitterung derselben in Klubs.

Bei weitem der größere Theil der Abgeordneten waren kaiserliche, königliche oder sonstige fürstliche Beamte.

Nach einer Aeußerung des Stodtpreußen, Herrn von Scheller, auf der Rednerbühne des Parlaments, hatten die preussischen „Behörden es für gut befunden, die Wahlen in ihre Hand zu nehmen.“

Dieser fast auf einer Maschine gedrehten königlich preussischen Beamten war man vorn herein ziemlich sicher. Damit man aller ihrer Abstimmungen in jedem einzelnen Fall sicher wäre, mußten sie auch in der Paulskirche in einer Art militärischem Reglement sich bewegen. Es mußten Korps gebildet, diese in Abtheilungen getheilt und von Ober- und Unterführern commandirt werden.

So bildeten sich die Klubbs der Rechten.

Die beiden Hauptführer auf der rechten Seite, und zwar Rechte und äußerste Rechte zusammen genommen, waren die Herren von Radowiz und von Vinke. Klugerweise flatterte noch in den ersten Wochen auch auf dieser Seite, wie auf der andern, das gleiche Banner, das schwarz-roth-goldene. Bald aber zeigte sich, daß die einen schwarz-weiß, die anderen schwarz-gelb waren.

Der merkwürdigste Klubb, der eigentliche Klubb der Intrigue, war der, welcher zuerst unter dem Vorsiß des Herrn von Radowiz im steinernen Haus sich versammelte. Das steinerne Haus ist ein uralter Klosterbau, unheimlich von Außen und Innen, ein rechter Repräsentant des Mittelalters. Die Inquisition mit ihren Foltergeräthen hätte einmal ihren Sitz darin haben können. Es liegt in einer engen Seitenstraße des Marktplazes.

Dieser Klubb nannte sich selbst die kirchliche Partei, es hatten sich darin Männer aus allen



deutschen Stämmen zusammengefunden, deren Losung war: Thron und Altar. Es waren dort die Ultramontanen von Bayern, von Württemberg, von Rheinpreußen, von Westfalen, von Altpreußen, von Oestreich und Sachsen. Auch der Fürst von Lichnowsky war Mitglied dieses Klubbs. Nach Radowiz der feinste und geschiedteste Kopf darin war der berühmte Döllinger aus München. Die Geistlichkeit überwog in diesem Klubb die Weltlichen.

Unter Vinke und dem Grafen Schwerin, welchen Letzteren mehr seine Stellung in Preußen und sein alter Name zum Führer machte, hatte sich ein eigener Klubb meist preussischer Aristokraten und Bureaukraten zusammengethan. Die Grundansicht dieses Klubbs war, daß jedes neuerworbene Recht des Volkes ein Loch in den alten Rechtsboden sei. Herr von Vinke wiederholte diesen Satz so oft auf der Tribüne, daß er damit zum Sprichwort wurde. So oft Vinke auf einer Karrikatur erschien — und das geschah vielfach — so oft wurde ihm der durch-



löcherte Rechtsboden als sein von ihm ungetrennliches Attribut. Das Banner war überwiegend schwarz=weiß, schwarz=roth=gold trugen diese Herren nur im Knopfloch oder am Hut als Kokarde; Einer, Herr Grävell, der nachmalige Reichsministerpräsident, war ehrlich und fest genug, die königlich preussische schwarz=weiße Kokarde nicht nur am Hut zu tragen, sondern sogar einmal — in der Honigstunde seines Reichsministeriums — die schwarz=weiße Kokarde mit dem Hut mit auf die Tribüne zu nehmen, und sie geradezu gegen das einst so ganz schwarz=roth=goldene Publikum der Paulskirche, wie zum Hohne, zu richten, unter den schwarz=roth=goldenen Fahnen des Präsidentenstuhls. Wer Bureaukrat, wer Aristokrat war, unverdeckt und aufrichtig, wer den Absolutismus durch nichts beschränkt wollte, als durch Bureaukratie und Aristokratie, der gehörte oder hielt wenigstens zu diesem Klubb. Anfangs war dieser Klubb im Weidenbusch.

Das steinerne Haus und dieser Klubb —

so fanden es die leitenden Obern außerhalb Frankfurts für gut — verschmolzen sich bald miteinander. Daran, daß Charaktere wie Vinke und Radowiz sich in die Länge vertragen könnten, konnte nur der glauben, der den shakspearischen Vers nicht kannte: „Zwei Sterne kreisen nicht in Einer Bahn“. Die Verschmelzung sammelte sich Anfangs im Kaffee Milani. Wie aber schon Vinkes Armeekorps, so lang er allein befehligte, keine bleibende Stätte hatte, so wanderte auch die vereinigte Armee mehrmals. Wann und warum Zwiespalt und Trennung im Innern dieses Klubbs ausbrachen, werde ich später zeigen.

Diesseits von diesen Männern, an denen man jedenfalls loben muß, daß sie entschieden waren, und wußten, was sie wollten, bewegte sich eine große Masse. Das waren diejenigen, die man vom rechten Centrum an bis zu der äußersten Linken im Ernst die schwarz=roth=goldenen, die politischen Germanisten nennen könnte.

Darunter waren Männer, die schwer gelitten hatten für die Freiheit wie für die deutsche Sache; andere, die als Vorlämpfer gegolten und die durch die Märzbewegung Minister geworden waren, wie Heinrich von Gagern, von Wydenbrugg, Bassermann, Mathy, Römer, Wippermann.

Daß man so im Flug, im Schwung der Zeit Unterstaatssekretär und Minister geworden war, das erregte in manchem Andern Hoffnungen und Bestrebungen: was der eine geworden war, das konnte man ja werden. Und als Herr Heinrich von Gagern die damals wunderbar hohe Stelle des ersten deutschen Parlamentspräsidenten einnahm, da durfte er, der Mann, der auf die Gestaltung Deutschlands und Europas möglicherweise unberechenbaren Einfluß üben konnte, — für einen glänzenden Schweiß nicht sorgen. Der Klub Heinrich Gagerns war ein sehr zahlreicher, und Heinrich von Gagern hatte keine Ahnung davon, daß auch die Bildung seines Klubbes



unter dem Einfluß der Sterne von Petersburg und Potsdam und namentlich eines damals noch klein scheinenden Sterns, des im Hintergrund stehenden Herrn von Schmerlings stand.

Ich werde es nie vergessen, wie theatralisch die Gebrüder Heinrich und Max von Gagern im Weidenbusch angekündigt und eingeführt wurden, wie Alles so eingefädelt, so an Drähtchen gezogen, so in die Scene gesetzt war. „Wir haben den Präsidenten schon,“ sagten diese und jene mit Frohlocken. Und ich glaube, ihre Freude war ihnen ernst. Er war gefunden, ehe wir nach Frankfurt kamen, sagte ein ernster Mann; dachten Sie denn je an einen andern Präsidenten der deutschen Volksvertretung, als an Robert Blum? — „Blum? sagte der Andere, ein berühmter Staatskundiger, ein nachmaliger Reichsminister, wie kann ich Blum wählen, da er solche Antecedentien hat!“

Daß Robert Blum der größte leitende Kopf der Nationalversammlung war, der Regierungs-

fähigste in Deutschland, das hatten die drei Leipziger Tage bewiesen, daran zweifelte Niemand, der selbst mehr auf Kopf als auf Geburt und Amt seine Ansprüche gründete. Daß Blum durch die niedrigste Schule des Lebens sich emporgearbeitet hatte, das kostete ihn den Präsidentenstuhl, das deutsche Volk seine Freiheit.

Der Klubb Gagern zählte ebensoviele Ehrgeizige, als er Gelehrte, Schriftsteller und Kanzleigeschulte zählte. Die fixe Idee dieses Klubbs war der deutsche Kaiser. Heinrich von Gagern selbst war ganz von preussischen Fäden übersponnen. Wenn der König von Preußen Kaiser wurde, so wurde Gagern erster Minister, und alle Haare seines Schweifes wurden größere oder kleinere Herrn im kaiserlichen Ministerio. So dachte, darauf arbeitete dieser Klubb. Eine provisorische Centralgewalt mußte ohnedieß gebildet werden und einstweilen warf diese Reichsministerien, Unterstaatssekretariate und sehr einträgliche Reichsrathsstellen ab. Dieser Klubb tagte im Casino.



Dem Klubb Gagern mit den gelehrten Sternen Schleswig-Holsteins reihte sich von selbst der famosste aller Klubbs, der württembergische Hof an. So nannte er sich nach einem geringen Lokal, in welchem er tagte. Zuerst waren hier die Männer der altliberalen Schule, die Verständniß von Allem hatten, und nie dazu zu bringen waren, etwas zu thun. Alles hatten sie gelernt, nur nicht praktisch eingreifen. Um sie herum, wie um einen Kern setzte sich bald eine Zahl jüngerer Kräfte an. Mittermaier war der geistvollste, der kenntnißreichste und beredteste Mann dieses Klubbs. Von den jüngeren sagte einmal einer von der äußersten Rechten: „In Einem Stück gleichen sie den Corporalen Napoleons; wie von diesen jeder in seinem Tornister einen Marschallsstab trug, so trägt von der Jugend des Württemberger Hofes jeder wenigstens ein Unterstaatssekretariat in der Mappe.“ Der Intriguanteste, der Reichministeriums-Candidats zu allen Zeiten, war in diesem Klubb Herr



von Wydenbrugt; derjenige, der ein Gewissen dehnbarer als Gummielastikum hatte, wenn er nur etwas Bedeutendes und Rentirendes hätte werden können, war darin Herr Wurm von Hamburg. Leider verirrten sich in diesen Klubb, wenn auch nur auf kurze Zeit, Männer, die an entschiedenere und bessere Plätze hingehörten, und bald auch theils rechts, theils links gingen.

Der große Klubb der Linken im deutschen Hofe hatte auch davon abgegeben, später wieder zurück empfangen.

Die Linke war längere Zeit nur Eine große Partei. Es gab kein linkes Centrum, keine Linke gesondert von einer äußersten Linken in den schönen Tagen des Strebens. Damals, in diesen ersten Tagen, ward im Klubb von einem Mitglied gesagt: „Schafft Papiergeld, laßt 500,000 Mann Nationalgarden hinter euch in die Waffen treten, und waffnet außerdem das Volk“. „Der versteht's, sagte einer von der nachmaligen Rechten, die damals noch nicht so scharf aus-

geschieden war, der giebt verfluchte Rathschläge“. Bestürzte Fürsten und begeistertes Volk hätten damals dazu geholfen, und die Märzerrungen-  
schaften wären nicht nur bloße Träume gewesen.

Kluge Führer hatten die Absonderung der Linken als solcher bald nach dem Anfang des Parlaments für gut gehalten: Sie wollten nicht nur den geschlossenen Reihen der Klubbs der Rechten gegenüber zu einem Gegengewicht die Kräfte zusammenschließen, sondern sie hofften damals, die Linke werde die herrschende Partei auch der Zahl nach in der Paulskirche werden; aber die liberalen Professoren, die Demagogen von den Jahren vorher, verließen die Linke und hingen sich an den Schweif Bagers und an den württembergischen Hof. Andere traten wegen vorn-  
herein Statt findender Reibungen, oder weil sie neben Robert Blum nicht Geltung, wie sie wünschten, erlangten, oder zu erlangen hoffen konnten, in den Württemberger Hof.

Die äußerste Linke, der nachmalige Klubb Donnersberg, früher im Holländischen Hof,



schied sich erst aus der Linken aus, nachdem sich zeigte, daß die Entschiedenen auf der Linken eine eigene Stellung außerhalb derselben einnehmen mußten, um die Unentschiedenen in der Linken vorwärts zu bewegen, und im glücklichen Fall mit sich fortzureißen. Ursprünglich waren es kaum acht oder zehn, die sich in der Privatwohnung Mohrs von Oberingelheim versammelten und vor den Klubbsitzungen Vorberathungen hielten.

Der Klub der äußersten Linken hatte mit der Linken das ganz gleiche Princip, und es ist entweder Irrthum oder Böswilligkeit, wenn man die äußerste Linke als ganze Republikaner, die Linke als constitutionelle oder halbe Republikaner benannt hat. Weder die Einen, noch die Andern waren unbedingt für Republik, und man wollte selbst in der äußersten Linken in ihrer Blüthe, als der Klub einundfünfzig Männer zählte, drei ja fünf Schattirungen unterscheiden können.

Es waren Vorauseilende, Ueberstürzende in



diesem Klubb, aber die Besonnenen hatten das Uebergewicht, so lang sie in dem Klubb blieben.

In dem deutschen Hofe war manche Persönlichkeit, die in ihrer Heimath, im engeren Kreise, Verdienste und große Geltung hatte. Das war so schön und förderte die Freiheit bei allen Völkern, bei denen sie blühte, daß die Einzelnen sich unterordneten, sich selbst vergaßen über dem Vaterland, die Sache sollte gelten und zu Ehren kommen, nicht sie, die Persönlichkeiten. Dieses Aufgehen des Ichs in der Sache fehlte sehr auf der Linken, besonders im deutschen Hof. So viele wollten gelten, wollten Leiter sein, wollten ihre Ansicht durchsetzen. Nauwerck gab oft, aber ohne Nachahmung zu finden, das edle Beispiel der Resignation: er brachte den besten Antrag mit und konnte er nicht durchdringen, so steckte er ihn wieder harmlos in die Tasche und stimmte, sich fügend, einem andern Antrag zu, der lange nicht so gut war, für den aber eine sich vordrängendere Persönlichkeit die Mehrheit zu gewinnen wußte.

So entstand eine eigenthümliche Krankheit, das Antragsfieber; Jeder wollte seine Meinung in einem Antrag geltend machen und wäre es nur in einem Verbesserungsantrag zu einem Verbesserungsantrag.

Oft traf es sich, daß der Württemberger und der deutsche Hof nicht für einen Antrag der äußersten Linken stimmten, und wenn dieser von ihnen als noch so gut anerkannt wurde. Sie stimmten nicht dafür, blos weil jeder Klubb in derselben Sache einen eigenen Antrag hatte. „Wir stimmen für unsern Antrag und für keinen andern,“ hörte man Anfangs öfters die politische Kinderei sagen. Es waren zwar keine jungen Leute, die so sprachen, es waren Männer oft, denen die Locken nicht mehr glänzten.

Anders war es auf der Rechten, hier war strenge Subordination. Man erzählt sich sogar, die einzelnen Klubbs seien wieder in Dekaden eingetheilt gewesen. Jede Dekade hatte für die Paulskirche ihren Obmann. Dieser hatte



Ordre, den einzelnen unter seine Leitung Gestellten den Parteibeschluß, wie gestimmt werden müsse, jeden Morgen mitzutheilen, für den Fall, daß einige am Abend vorher nicht im Klubb gewesen wären, und genau darüber zu wachen, daß keiner des Stimmens sich enthielt, so wie darüber, wie er stimme, ob dem Parteibeschluß gemäß oder nicht. So kam es, daß der eine oder andere oft, erschüttert und überzeugt von den Reden der Tribüne, nicht wie er innerlich wollte, stimmte, sondern wie er von dem Klubbführer commandirt war.

Gefährlich waren in den Klubbs der Rechten die Führer im Dienst des Absolutismus: sie gaben die Parole, und die Klubbs befolgten sie, der eine aus Furcht, seine Stelle daheim zu verlieren, der andere, weil er nicht hell genug sah. Die Parole war immer eine retrograde. Aber auch die Linke hatte ihre gefährlichen und verderblichen Leute in den Klubbs: das waren die „gemäßigten Schreier“, wie sie einer nannte. Die hielten gerade im günstigsten



Augenblick, wenn der Wagen der Zeit im Rollen war, ihn an, mit nichts sagenden Vermittlungsvorschlägen, und die schönsten Momente wurden verpaßt.

Die Klubbs zersehten sich später in Klübbchen und der Württembergische Hof soll sich zuletzt so vermindert haben, daß er nur noch aus einem Vorstand und Cassier bestand.

Die Sitzungen der Klubbs dauerten bis tief in die Nacht, oft bis Mitternacht. Erregt verließen die Mitglieder die Klubblokale, und manche derselben suchten jetzt erst ihr Abendessen. Im Weinhaus Jakobi fing nach den Klubbs oft erst die rechte Geselligkeit an.

### Die Damengallerie.

Es war eine treffliche Einrichtung, daß die größte der Damengallerieen in dem untern Raum der Paulskirche eingerichtet war, und noch dazu auf der linken Seite. Nur ein schmaler Gang trennte sie von den Männern der Linken und äußersten Linken, und die Sympathieen der Damen, die größtentheils nach Links gingen, konnten volle Genüge finden.

Wie begeisternd war aber auch für die Männer diese Nachbarschaft: die christlichen und besonders die jüdischen Frauen folgten mit feurigem Interesse den verschiedenen Kämpfen. Viele Fremde, selbst aus Frankreich, Burland, Lievland und Polen, fanden sich. Wie gefällig konnte man sich den Damen, wie angenehm

den Männern machen, wenn man die Neuan= gekommenen den berühmtesten Namen des Par= laments vorstellte. Zu einer der interessantesten Erscheinungen gehörte wohl die junge Fürstin Lieven; geistvoll, liebenswürdig, höchst einfach, nahm sie jeden für sich ein, ihre edle Gestalt und ihre klaren Augen werden manchem un= vergeßlich sein.

Das Parlament hatte den Juden manche Freiheit eingeräumt, sie waren dankbar dafür, das Parlament hat Güte und viel Zudring= lichkeit von ihnen zu rühmen, und die mitunter reizend schönen Jüdinnen trugen viel und gewiß gerne zur Verzierung der Paulskirche bei. Drei Polinen beschäftigten die Neigung und Auf= merksamkeit der Männer in hohem Grade. Ihr dunkler orientalischer Teint ward schön erhoben durch die schweren schwarzseidenen Gewänder mit rostgelben oder zur Abwechslung purpur= rothen Bändern, welche die beiden Jüngeren fast regelmäßig trugen, und ihre glühend= dunkeln Augen verständigten sich huldreich mit ihren



vielen Verehrern, unter denen Moriz Harttmann, Poet und Verfasser der „Reimchronik des Pfaffen Mauritius“ nicht die niederste Stelle einnahm.

Zwei derselben waren Töchter, die dritte die Enkelin eines früher reichen jüdischen Handelshauses in Warschau. Die ältere der beiden Schwestern ist an Kapellmeister Hiller in Düsseldorf verheirathet, die zweite hatte eigenthümliche Schicksale.

Bei der Einnahme von Warschau nach dem unglücklichen Aufstand im Jahr 1831 fand ein russischer General das kluge, kaum zwölfjährige Mädchen höchst reizend. Er bot den Eltern Befreiung von Schatzung und Quartierlast, wenn sie ihm das schöne Mädchen überlassen würden. Das Begehren war stark, aber der Vortheil auch groß und Julie — so hieß das Kind — begleitete den General nach Petersburg. Sie wuchs in die Jahre des Selbstbewusstseins heran und sei es das Gefühl der Schmach in solchem Verhältniß zum General

zu stehen, sei es ein anderes zartes Gefühl; sie wandte sich an den Czaren, der die Mitnahme des Mädchens am General hart bestrafte, ihr selbst die Freiheit und reiche Mittel von demselben zuwies.

In Begleitung eines englischen Lords reiste Julie von Petersburg ab und hielt sich längere Zeit in Warschau mit ihm auf. Indes war sie katholisch, ihr Vater Protestant geworden; er gieng als Missionär nach Persien und der Türkei, er wirkte ohne Erfolg, gieng darum nach Amerika zu den Kanadiern und predigt heute noch dort. Die Mutter ist Jüdin geblieben. Mit dem Lord besah sich Julie die Welt auf weiten Reisen, aber kein Verein mag ewig währen, zuletzt lebte sie für sich wieder in Warschau. Die Bewegungen in Deutschland reizten sie, die Schwester in Düsseldorf zu besuchen und das Parlament in Frankfurt zu beschauen. Das Geld des Lords sichert auch jetzt noch ihre Existenz, denn sie hat große Bedürfnisse. So spricht die Sage.



Benigstens fünffach vertreten, fand sich häufig das Haus Spiro in der Paulskirche ein. Sie sind Basen von Börne, dem edlen sensitiven Mann, der die paar Worte in seinem Passe Juif de Francfort nicht ertragen konnte und in Wien sich taufen ließ. Zwei derselben sind hübsch, die andern haben schöne Augen, viel Kolorit, dabei volle runde Gestalten; sie wissen sich etwas mit dem Namen des berühmten Oheims, man war einen Augenblick schon um seinetwillen für sie interessirt, sie zeichneten sich durch stark demokratische Gesinnung aus; ebenso das Bankhaus Trier, in das eine Tochter geheuerathet ist.

Zweimal war es, als lebhafteste Bewegung unter den Männern den schmalen Gang auf und ab war, und alle Augengläser in Aktivität gesetzt wurden. Etwas zurück auf der Damengallerie saß eine seltsame Mädchengestalt; eine Menge kohlschwarzer Flechten und Locken hingen von ihrem wohlgeformten Kopfe herab, ihre Augen waren groß und beerschwarz, ihre Haut-



farbe braun, und ihre blassen, fast weißen Lippen stachen unheimlich ab zu ihrer schlanken Gestalt und sonst interessanten Erscheinung. „Wer ist dieses Fräulein?“ „Kennen Sie diese Dame?“ fragten begierig alle Herren ihre Freundinnen, es wollte sie Niemand kennen; endlich wußte man allerhand charmante Lebensverhältnisse von ihr mitzutheilen, sie sei eine Römerin und hier die Gesellschafterin eines vornehmen Herrn und so weiter, bis sich erklärte, daß es das einfache, einzige Kind eines frankfurter Juden war.

Am regelmäsigsten, zum Theil ganz einheimisch erschienen die Frauen und Töchter der Abgeordneten selbst. Die schlanke Frau Drechsler aus Rostok mit dem schönen Gesicht und dem blühenden schimmernden Puz. Frau Wurm aus Hamburg mit dem scharfen Gemüth und Gesicht, die bald so vereinsamt auf der Gallerie da saß; Frau Clausen aus Kiel, die vortreffliche Frau mit der ächt deutschen Gesinnung, dem richtigen Geist und dem schönen Gemüthe; Frau Mohl, die Reichsministerin, welche so viel

weinen mußte, wenn sich ums Bleiben oder Abtreten der Minister handelte; Frau Beckerath, ebenfalls Reichsministerin, die voll Aerger die Theilnahme ihrer Nachbarinnen wahrnahm, wenn die Helden der Linken begeistert sprachen; die lebendige Frau Günther — Blums Schwägerin — aus Leipzig, mit manchen aus einer glücklichen Jugend geretteten Reizen; Vogts Schwester, das schöne sinnliche Mädchen aus der Schweiz; Frau Raveaux aus Köln, reizend, vielfach im Leben umgetrieben, dennoch wie ein harmloses Kind; die beiden hübschen Schwabenmädchen Marie Schott und Marie Tafel, nach welchen die Lorgnetten soviel gerichtet wurden; Frau Berger aus Wien, des klug berechnenden Mannes kühle Frau; Frau Fritsch aus Nied in Oestreich, diese kräftige Frau, halb Schwäbin, halb Wienerin; die Frau Fröbel mit den seltsam gebauten Augen, die kalt scheint wie Marmor. Wer wollte sie alle aufzählen die schönen oder geistreichen, oder gemüthlichen Frauen, daß aber solch ein Kreis seinen Einfluß hatte, bezweifelt wohl Niemand,



der weiß, wie viel auf Rechnung der Damen zu schieben war, wenn Herr Behr oder Herr Lindenau stundenlang leise lispelnd sprachen, wer will dafür stehen, ob sie nicht den sanften Schlummer einzelner Damen, die zärtliche oder politische Unterhaltung anderer Damen rücksichtsvoll im Auge hatten. Die Feuer und Geist sprühenden Reden Simons von Trier wirkten nun freilich anders. „Wie gottvoll spricht er wieder! wie entzückend! ich möchte ihm einen Kuß für diese Rede geben“. So rief ein Frankfurter Fräulein zum Ersticken mit Wohlgerüchen parfümirt einer nebensitzenden Dame zu. „Darf ich Simon einladen zu dem ihm von Ihnen zugedachten Lohn?“ fragte spöttisch erwiedernd die Frau. „Ach Gott, Sie kennen ihn, das dacht ich nicht,“ sagte das Fräulein und bedeckte die röthlich geränderten Augen mit der Hand und blonden Lockenfülle.

Die Blumen spielten auch ihre Rolle; in Menge wurden die zierlichsten Sträußer auf den Straßen herumgetragen. Manches Knosp-



loch, manche Damenhand schmückten sich damit, welcher zierlichen Anknüpfungspunkt bot die Uebergabe eines solchen Bouquets. „Gib ihm diese Blumen,“ flüsterte eine angenehme Frau einem vornstehenden Mädchen zu; sie besorgte den Auftrag. Die Frau knüpfte das Hutband fester und zog die Handschuh straffer. „Gehst du weg?“ fragte eine nächststehende Frau. „Ein wenig“ erwiderte die Erste. „Soll ich dich begleiten?“ fragte wieder die Zweite. Die erste machte ein langes Gesicht und wandte sich, als hätte sie Nichts gehört. Die zweite Frau hatte den kleinen Papierstreif unter den Blumen versteckt, wohl bemerkt.

Auf diese Gallerie wurden hauptsächlich die fremden Damen eingeführt; im Allgemeinen war man hier den Ideen und den Personen der Linken geneigt. Es gab aber auch rechts gekehrte Damen, die befanden sich nicht bequem hier; es war hier oft so gedrängtvoll, man konnte nicht wissen, an welcher Demokratenfrau man vorbei zu streifen kam. Da war es denn

ein erwünschter Ausweg, daß über den Präsidensitzen noch ein großer Halbkreis mit einfacher Reihe von Stühlen den Damen zugewiesen war. In der Mitte derselben, einige Stufen erhöht, ist ein Nische, durch welche man eintritt. Hier stand früher die Orgel. Jetzt suchte die sehr rundliche Gräfin Bergen, Wittve des alten Kurfürsten von Rassel, hier ihren Platz und nahm die ihren Reichthümern dargebrachten Huldigungen des Fürsten Lichnowsky, des Herrn von Andrian auf. Da waren die Damen des Geldes und der Vornehmheit aus Frankfurt, Frau Jordan aus Berlin sowie manche hohe Aristokratin; die Blumensträußer schwankten über die Brüstung der Gallerie hinaus; der gewaltige Duft eines Orangenstraußes drang hinunter, das fügige Rohr der Ferngläser that seine Dienste, und die trauliche Nische so gefällig verbergend ward zum beglückenden Pathmos.

„Ich kann nicht umhin, mich diesem Schrecken aller Ehemänner selbst vorzustellen,“ sagte eine elegante Dame Frankfurts in einer glänzenden



Gesellschaft, indem sie sich vor dem Fürsten Lichnowsky verneigte. Auf dieser Gallerie fand er sie wieder. Es war ein pikanter Anblick, die Dame im Versteck der Nische sitzen zu sehen. Auf den Stufen kauerte Lichnowsky, sein Kopf lehnte an einem ihrer Füße, den andern hielt er spielend in den Händen.

Die standhafte Ausdauer der Frauen habe ich hier oft bewundert; die größte Hitze und die langweiligsten Reden erduldeten sie manchen Tag, vom Morgen bis zum Abend, ohne zu wanken und ihren Platz zu verlassen. Und manche derselben hatte mehr Liebe, Ernst, klare Besonnenheit und Treue für die deutsche Sache, als die Männer des Parlaments.



## Die Wahl des Reichsverwesers.

Unter den Blicken schöner Augen und unter dem Einfluß, welcher die Klubbs der Rechten bildete und beherrschte, tagte die Nationalversammlung. Es waren Wochen vergangen, wo viel geredet und Nichts gethan worden. Endlich gieng man an die Schaffung einer Centralgewalt, welche nach Außen dem deutschen Reich Geltung und Ansehen verschaffen, im Innern aber Volk und Fürsten, Armuth und Reichthum befriedigen sollte. Eine großartige Aufgabe, denn Niemand schien zu einer Nachgiebigkeit bereit. Die Fürsten rührten bereits wieder die Häupter unter der Decke der Bereitwilligkeit, den Wünschen des Volkes nachzugeben, welche die Angst über sie gezogen hatte, vor diesem die Mähne schüttelnden Löwen.

Am 19. Juni wurde der Bericht des Ausschusses für Centralgewalt übergeben. Gegen Gewohnheit las ihn der Präsident selbst vor. Er beantragte: Bis zur definitiven Begründung einer Regierungsgewalt soll ein Bundesdirectorium zur Ausübung dieser obersten Gewalt in allen gemeinsamen Angelegenheiten der deutschen Nation bestellt werden; dasselbe soll aus drei Männern bestehen, welche von den deutschen Regierungen bezeichnet, und nachdem die Nationalversammlung ihre zustimmende Erklärung durch eine einfache Abstimmung ohne Discussion abgegeben haben wird, von denselben ernannt werden.

Dieser Majoritätsantrag des Ausschusses war gestellt von den Mitgliedern desselben: Claußen, Dahlmann, Dunfer, von Gagern, von Mayern, von Raumer, von Sauken, Wippermann, von Würth, von Zenetti.

Anderer Ausschußmitglieder, Robert Blum und von Trübschler stellten den Antrag:

Die Nationalversammlung wähle mit absoluter



Stimmenmehrheit eines ihrer Mitglieder zum Vorsitzenden eines Vollziehungs-Ausschusses. Dieser Vorsitzende gesellt sich nach freier Wahl vier Genossen zu, die gemeinschaftlich mit ihm den Vollziehungsausschuß bilden. Dieser hat die Beschlüsse der Nationalversammlung auszuführen, und die Vertretung Deutschlands nach Außen zu übernehmen. Derselbe ist der Nationalversammlung verantwortlich und muß sich zurückziehen, wenn die Mehrheit gegen ihn ist u. s. w. Der Schluß beider Anträge war gleich: Sobald das Verfassungswerk vollendet und in Ausführung gebracht ist, und eine neue definitive Bundesgewalt besteht, hört die Thätigkeit des Provisoriums auf.

Die äußerste Linke, die damals von der Linken noch nicht sich ausgeschieden hatte, aber faktisch da war, drang geradezu auf Bildung einer provisorischen Regierung.

Der Württembergische Hof brachte endlich einen Antrag auf Einen Reichsstatthalter.

Es handelte sich hauptsächlich zwischen der



Linken und der Rechten darum: die Linke wollte keinen Unverantwortlichen, sondern einen der Nationalversammlung Verantwortlichen an der Spitze haben; die Rechte sträubte sich gegen jede Verantwortlichkeit, denn sie betrachtete, wenigstens ihre Führer betrachteten die provisorische Centralgewalt als die Brücke zur Wiederherstellung des alten Fürstenregiments. Darum sollte der Mann an der Spitze unverantwortlich sein und ein Fürst. Die neugebildete fürstliche Centralspitze sollte dazu dienen und Macht haben, der deutschen Revolution die Spitze abzubreaken.

Zu diesen Anträgen kamen noch viele andere Anträge, Zusätze, Verbesserungsanträge, der Stoff für die Discussion häufte sich riesenhaft an, nur die Wichtigkeit der Sache selbst macht es glaublich, daß sich nach und nach über zweihundert Redner einschreiben ließen.

Zweihundert! darunter drei Viertel von der Rechten! Warum das? Hinausziehen wollte man, Zeit sollte gewonnen werden, es sollte viel geredet werden, damit man sich in Muße

mit den Cabinetten über die Frage: Wer an die Spitze kommen solle? vereinbaren könnte. Vereinbaren — das Wort wagte man jetzt noch nicht in der Nationalversammlung auszusprechen, aber gern in der Stille für sich vereinbarte sich die Rechte mit den großen Höfen. Oder eigentlich man fragte bereits unterthänig an, welche fürstliche Persönlichkeit von den Königlichen, Kaiserlichen und den andern fürstlichen Beamten in der Nationalversammlung gewählt werden dürfe, ohne zu mißfallen.

In dieser Frage sprach Jordan aus Berlin zwar geschraubt und in seltsamen Bildern und Phrasen noch im Sinne der Linken; sie hatte damals noch die Hoffnung der Majorität für sich. Herr Heckscher aber sprang hier schon völlig über; obschon er sich nicht scheute, bis zu dieser Zeit den Klubb des deutschen Hofes zu besuchen selbst dort einigemal zu präsidiren. Noch in den Pfingsttagen machte er mit einer großen Zahl Männer der entschiedenen Linken einen Ausflug in die Pfalz. Es gefiel ihm, Arm in



Arm mit den Extremsten dieser Partei zu gehen und Freiheitslieder zu singen, und Damen der Pfalz haben noch Trümmer seiner republikanischen Reden aufgezeichnet.

Hectscher und ein Freiheitslied ist freilich eine starke Ironie. Doch — es ist vielleicht die Neigung zum Pfälzer-Wein und die Wirkung desselben gewesen, der so gastlich und so reichlich gespendet wurde, was ihn zum Lied der Freiheit trieb.

Es war von Gagern eine eigenthümliche Finesse, daß er jedesmal wenn Sturm für die Paulskirche im Anzug schien, seinen Vicepräsidenten Soiron präsidiren ließ. Es war dieß um so unverzeihlicher, als man von Gagern, ehe Simson präsidirte, immer noch sagen konnte, er leite die Sitzungen mit Geschick und Takt; Soiron aber, derb und ungeschickt, die aufstauchenden Stürme nicht nur nicht vor ihrem Ausbruch zu unterdrücken verstand, sondern sie noch steigerte durch seine völlige Unfähigkeit.

In der Debatte über die Centralgewalt prä-



sidierte meist Soiron, und Gager erschien auf der Rednerbühne, wenn er glaubte, die Rolle des Vermittlers spielen zu müssen, und der Lärmen und Unfug erreichte mehr als einmal eine schmachvolle Höhe. Unter der Menge von Amendements war auch eines von Herrn Heckscher, welches dahin gieng: „die provisorische Centralgewalt wird einem Reichsverweser übertragen, welchen die Nationalversammlung im Vertrauen auf die Zustimmung der Regierungen wählt.“

Dieses Amendement rief von Seiten der Linken weitere Amendements hervor, über deren Verlesung und Unterstützung viel Redens war und Herr Heckscher begann eben: „Es wird bei den neuen Amendements, die uns in so schöner Fülle angekündigt sind, und die schon im Voraus, ehe man sie noch kennt, den Beifall der Gallerie erhalten haben“ . . . . Diese Worte riefen ein Unwetter hervor, das aufzuklären Soiron nicht im Stande war. „Zur Ordnung, zur Ordnung“ riefen Andere; viele Andere „Wir legen unsere Amendements nicht erst der Gallerie vor.“

Einer von der äussersten Linken, ganz hart an Heckscher, donnerte ihm zu: „Sie haben sich selbst gerichtet und vernichtet; Sie sind moralisch todt für uns!“ Obschon Soiron aus allen Kräften Heckscher zurief fortzufahren, es war nicht möglich, die Unruhe war fürchterlich. Heckscher lag trotzig und stumm über die Brüstung der Tribüne vorgebeugt, und blöckte seine weissen Zähne wie ein Wolf in der Falle unter den Streichen der Jäger. Die Sitzung ward ausgesetzt auf eine halbe Stunde, dann gar aufgehoben.

Nach solchen Stürmen, Verwirrungen und einer Fluth von Reden, nach tagelangem Debattiren kam endlich Licht in die schwere Aufgabe der Fragestellung. Und das Resultat gewaltiger Anstrengungen und im Verborgenen schleichen-der Ränke war endlich:

Ein unverantwortlicher Reichsverweser in der Person des Erzherzogs Johann von Oestreich.

Damals war es, wo Gagern sprach: „Ich thue einen kühnen Griff; wir müssen,





## Der Einzug des Reichsverwesers in Frankfurt.

„Der Reichsverweser kommt morgen“, dieß Wort rief alle schwarz-roth-gelben Fahnen hervor, die noch fertig lagen vom 18. Mai her, wo sie der Eröffnung des Parlaments zuwehnten. Neue wurden in Eile zurecht gemacht, Vorhang stangen zusammen befestigt, schwarz-roth-gelbe Tücher zusammen genäht, „man kann ja den Zeug zu Futter wieder brauchen“, und der Himmel begünstigte den ökonomischen Plan; er schickte keinen Regen, sie und die Festlichkeit zu verderben. „Ich habe mir wohl gedacht, es werde noch mehr Festlichkeiten geben“, sagte meine Hauswirthin, „die Blechnäpfschen zur Beleuchtung dürfen nur frisch gefüllt werden, sie sind schon parat“. Und mit großem Behagen über ihre

Prophetengabe, waren bald die Zurüstungen beendigt zum morgigen Festtag.

Aber zu welcher Stunde wird er kommen? Um 8 Uhr Morgens. Um 7 Uhr zog das Linienmilitär aus, die Stadt puzte sich, die Damen puzten sich, die Balkone besetzten sich, die Fenster wurden belebt, durch die Straßen zogen Massen von Neugierigen. Es ward 9 Uhr, da hieß es: er kommt um 11 Uhr. Man zog sich zurück, man frühstückte etwas, man schaute wieder; und um 12 Uhr hieß es: er kommt erst Nachmittags. Manche Hausfrauen, die in Häusern wohnten an Straßen, durch die der Zug kam, suchten so gut es gieng, ein Mittagsmahl zu improvisiren, die Besucher, welche die Fenster von so frühe schon besetzt hatten, konnten doch den murrenden Magen nicht mit bloßer Erwartung beruhigen; aber das Stegreisessen ward eingenommen, und der Kaffee getrunken, es kam kein Reichverweser. Die Blumensträucher, welche von den Damen ihm zugeworfen werden sollten, wurden weß, die weißen Taschentücher,

die ihm zuwehen sollten, wurden zerknittert. Nach Tisch fuhr ich in einem offenen Wagen mit den Kindern meiner Wirthin durch die Straßen. Wenn ich sonst schon festlich gepuzte Häuser und Städte sah, so spielten Blumen und Kränze, Maienbäume und flatternde Bänder eine Hauptrolle. Hier waren es Fahnen und Fahnen und nur Fahnen, wenige Teppiche, noch weniger Kränze. Es war viel Lärmen, viel Schreien, von Freude sah ich Nichts, keine Begeisterung. Worüber hätte man auch begeistert sein sollen?

Ich kam zurück und saß in meiner Stube, es war Abend geworden, bald 6 Uhr, ich war sehr traurig. Warum denn? der erwartete Johann hatte ja einen weltberühmten Toast ausgebracht, für's „Eine Deutschland;“ er ist ja weit herum bekannt als besonders menschen- und thiersfreundlich! Ich weiß nicht, warum ich traurig war. — Da donnerten draußen Kanonenschüsse; nun betrat er das Weichbild der Stadt; ich zuckte auf, ich gieng auch, zu sehen,



was so Viele seit 12 Stunden erwarteten. In einem Hause auf der Zeil fand ich bei Befreundeten einen Platz am Fenster für mich aufgehoben. Gegenüber ein reich besetzter Balkon. Am Boden desselben kauerten zwei bildschöne Mädchen mit übergelassenen Locken und weißen Kleidern, andere Kinder standen herum und schauten durch die Ritzen des Altans. Ueber den Kindern standen sehr viele Damen. Unten auf den Straßen Spalier des Militärs, hinter demselben eine Menge, die zu gedrängt war, weiter wogen zu können. Wieder fast eine Stunde verging. Niemand schien müde zu werden; ich war es. Endlich neue Kanonenschüsse, Glockenläuten, Bewegung, die Soldaten nahmen das Gewehr straffer in den Arm, Getöse. Bewegen konnte man sich kaum. Durch den, von den Spalieren freigelassenen Raum der Straßen humpelte ein staubiger Postwagen. Zwei Hunde balgten und jagten sich, ausgespannte Postgäule trotteten langsam zurück; Wagen, Hunde, Gäule hatten sich verlaufen.

Jetzt kamen die Vorläufer des Reichsverwesers, jetzt er selbst im offenen Wagen. Hoch! rief es und wieder Hoch! Von allen Fenstern und Balkonen wehten die leichten Linnensacktücher, wie weiße Tauben flatterten sie. Kränze und Sträußer flogen in Masse umher nach dem offenen Wagen.

Der Wagen hält, der Mann, der darin sitzt, grüßt dankend und höflich nach allen Seiten hin; das ist Johann von Oestreich. Er trug eine hechtgraue Uniform mit rothen Aufschlägen, seine Gestalt ist schwächlich, aber abgehärtet und dauerhaft. Er ist ganz kahl, er sieht gutmüthig aus, aber 10 Jahre älter, als er wirklich ist.

Und diese alte knöcherne Hand soll ein Banner aufrichten, entfalten und festhalten in Sturm und Widerstand, über einem jungen, gährenden Volke? Trägt diese Gestalt den hohen frischen Muth, den heiligen Geist in sich, das Werk zu vollenden, dessen Anfang begeistert und begeisternd, noch so schwach und schon so angefeindet ist? So sagte ich vor mich hin, und



eine Dame neben mir drückte meine Hand mit dem festgeballten Taschentuch krampfhaft zusammen; ein heißer Tropfen, der darauf fiel, mahnte mich, mich zu besinnen. An einem entfernten Fenster von mir stand ein hochaufgewachsener Junge. Die Dame des Hauses gab ihm ein sehr großes Tuch: „Wehen Sie doch auch,“ rief sie. „Ich wehe nicht, sagte der Bursche, mein Vater hat für keinen Unverantwortlichen gestimmt.“ Der trotzig Junge ist mein Sohn! flüsterte die erste Dame mir zu. Langsam zog der Wagen weiter, der Herr darin dankte, grüßte, erreichte endlich den russischen Hof, sein Absteigquartier, und erschien sogleich auf dem Balkon. Heckscher und Wagerl bei ihm. Und nun entfalteten sich neue Herrlichkeiten auf Herrlichkeiten aus Frankfurt und seiner nächsten Umgebung, in langem glänzendem Zug. Da kam Musik, Soldaten, Turner; Gesang und Fahnen; Jungfrauen; die Zünfte mit ihren Altmeistern, Gesellen und Burschen, mit den prächtigen Standarten, Fahnen, Emb-



lemen und ihren blanken Geräthschaften, Werkzeugen und kostbaren Arbeiten. Wie herrlich mittelalterlich war Alles! Da kamen die Fischer und Schiffer von Niederrad in lustiger Fischers- tracht und mit zierlichen Geräthen; die Gärtnerschaft von Oberrad trug die Erzeugnisse eines dankbaren Bodens und wadern Fleißes. Die Schützen von Sachsenhausen fehlten auch nicht mit ihren Büchsen, die so sicher treffen; Musik, viel Musik; Linienmilitär, Bürgerwehr, Infanterie, Cavallerie, Kanonen. Das Ende des Zugs war recht kriegerisch.

Ein Schuß fiel, ziemlich nahe am russischen Hofe; es murmelte im Salon: „Was war das?“ Während Aller Augen auf der Straße nach dem Festzug gerichtet waren, flüsterte es auch hier: „Wem galt das?“ „Das gilt dem Heckscher“ sagten Viele. So interessant war er aber damals noch nicht, trotz seiner Zähigkeit und seiner langen Reden im Parlament. Es war nur das Gewehr eines Soldaten, das losgieng vom Andrang der Volksmassen.

---

### Ein Besuch in Biberich.

Ein Theil Abgeordneter von der Linken war am 12. Juni weder im Parlament noch in Frankfurt.

„Wir haben den Johann nicht gewählt,“ hörte ich am 11. Juli sagen, „was sollten wir hier thun, es sind ja Alles nur leere Formen, fort, fort!“ Es half keine Mahnung: der Soldat möge auf seinem Posten bleiben! keine Bitte. Weg stürmten sie, die meisten nach Mainz, wo in diesen paar Tagen Assisen gehalten wurden, über einen, der, im Rausch glaube ich, unpassend politisirte und einen Andern halb oder ganz umbrachte.

Ich suchte meinen Platz um 9 Uhr in der Paulskirche. Mein Herz und Sinn war weggegangen mit den Andern, aber ich glaubte, hier sein zu müssen; ich wollte sehen und hören.



Die Damenwelt war bereits reich vertreten; die ihr zugewiesene Gallerie reichte nicht hin. Die leergebliebenen Plätze der Linken wurden heute von Frauen und Mädchen besetzt; die Sympathie der meisten derselben ging ja ohnehin nach dieser Seite hin.

Das Bureau, wo sonst die Präsidenten und Sekretäre während der Sitzungen amtierten, war verschwunden hinter rothen Tüchern und vielen Blumenstöcken; die Rednerbühne war auch verrückt, an ihrem Platz Teppiche und Polsterstühle. Heckscher, einer der nach Wien Gesendeten, um den erwählten Reichsverweser abzuholen, stellte sich vor ein Tischchen und gab zwei Stunden lang Bericht über die Hinreise der Abgeordneten nach Wien, ihren Aufenthalt dort, ihre Rückreise. Wer kennt nicht, aus Zeitungen oder vom Hörensagen, dieses Prachtstück einer gastronomischen Reisebeschreibung! Diese Genauigkeit der Speisezeitel, die Begeisterung in der Beschreibung königlichen Essens! Zwar schien manchen die Rede etwas lang,



aber der Reichsverweser war gestern Abend spät von anstrengender Reise angekommen. Herr Hedtscher hatte an königlichen Tafeln indeß Artigkeit gelernt, er sorgte, daß Johanns Morgenruh ungestört bliebe.

Hedtscher, großer Geograph,

Fördre s Reichsverwesers Schlaf.

Schlafen ist ein schönes Ding,

Wenn die Sachen steh'n gering,

Aber Träumen wehre du,

Träume stören manche Ruh.

Solche und viele ähnliche Reime gingen damals in Frankfurt umher.

Die Gastmähler, welche Hedtschers Rede auftischte, waren genossen. Die fünfzig ausgeloozten Abgeordneten waren weggegangen, um den Erzherzog abzuholen. Die Glocken läuteten, Kanonen donnerten; er war an der Paulskirche. „Niederstehen“ riefen viele Stimmen, wahrscheinlich um mit Feierlichkeit zur rechten Zeit aufstehen zu können, aber der Augenblick der Schaulust war gekommen, man wollte sehen, und wer

zu kurz war, um über die andern wegzusehen, der setzte seiner Länge eine Elle zu und stieg auf die Bänke. Man klagte darüber, lachte, schwatzte. So erhaben waren die Situationen in der Paulskirche, als das provisorische Reichsoberhaupt eintrat.

Heute war er schwarz angezogen. Man geleitete ihn an den Platz, wo die Polsterstühle standen. Hier stand er unter der blumengezierten Tribüne, sein kahles Haupt überhingen rothe Rosen, feurige Fuchsen. Eine Ruine des Mittelalters im jungen frischen Frühlingswald. Der Erzherzog ist alt, gutmüthig, natürlich unter einfachen Naturmenschen. Aber ist er auch redlich?

Gagern stellte ihn vor, verbeugte sich und trat zurück. Der Erzherzog griff in seine Tasche, eine Brille kam hervor. Nachdem diese ihren Platz eingenommen hatte, stöberte er wieder in einer Tasche, ein Blättchen Papier erschien.

Er las ab, was auf dem Blättchen stand. Das war bald geschehen. Es war die Rede,



die man in allen Blättern lesen konnte, und fertig war die ganze Geschichte. Mit Hoch, wie er empfangen wurde, verließ er die Kirche. Sie war bald ganz leer, und einsam standen die schönen Blumen im weiten hohlen Raum.

Draußen auf dem Paulsplatz standen Gruppen umher. „Was thun wir diesen Mittag?“ fragte mich ein mißstimmter Freund, den ich veranlaßt hatte, in Frankfurt zu bleiben und seinen Platz als Abgeordneter auch heute einzunehmen. „An den Rhein! rief ich, gehen wir nach dem goldenen Mainz.“ Ich wußte es, dort würde sich seine gereizte Stimmung allein freundlich lösen.

Die Freunde, die wir in Mainz zu finden glaubten, waren nach Biberich gegangen. Wir folgten ihnen. In dem schönen Garten am Rhein trafen wir sie.

Hier war Biß von Mainz, der so ritterlich galant ist, der soviel Glück und Unglück des Herzens hatte, der immer zerstreut allein seinen Weg geht.



Da war Grubert aus Breslau; er ist starr, kalt, besonnen, er hat Gefühle, aber er zwingt sie zurück, Nichts stört ihn, auf seinem Wege fortzugehen, er weist Gewaltschritte zurück, wenn sie aber einbrechen, so fürchtet er sie nicht.

Es war Simon von Trier da, der glückliche Redner der Paulskirche, der bewegliche junge Mann mit den großen feurigen blauen Augen, die Geist sprühen, und dessen ganze Gestalt in frischem Leben sich bewegt, der begeisternd hinreißt, die Gefühle stählend.

Da war Kollaczek aus Teschen; er sieht so still aus, so milde, er ist immer freundlich, er ist schön, seine Formen sind anmuthig und gefällig, er äußert sich aber sehr wenig; der Kern dieser Schale ist gewiß eben so schön, wie sie selbst.

Schlöffel aus Halberndorf, der so viel angefochten wird, war auch da. Seine kräftigen Manieren sagen Wenigen zu, er ist wahr und einfach aus seinen Feldern und dem Gefängniß hervorgegangen, und wenn seine Reden oft

zu stark und wenig überhohen sind, seine Sprache herb und wenig gefeilt ist, wenn er sich leicht überstürzt, so bedenke man, daß Gefängnisse den Menschen nicht glätten, die Kräfte wohl brechen, aber nicht cultiviren können.

Auch Grizner war da, der alte liebe Vater aus Wien. Der so menschlich liberal ist, der kahl und grau geworden ist, aber jung und frisch blieb in lebenslangem Ringen für die Freiheit. Er ist indeß mit den Seinen hinüber nach Amerika.

Zimmermann aus Stuttgart war auch da, der Schwabe wie er leibt und lebt, mit seiner Frau, die für so schroff gilt, wenig spricht, nur dann und wann vom Augenblick gefaßt. Es hat sie Einer einen Hekla genannt, starr, eisig, schneebedeckt in langer Polnacht, der in seinem Innern aber Gluthen, Feuerlicht und Blitze trage. Zimmermann ist redlich wie Wenige, rührend-anspruchlos bei all' seinem Talent als Schriftsteller und der Anerkennung, die ihm wird. Er war so munter, voll Scherz und



Laune, alle mit sich fortreisend zur Fröhlichkeit, besonders den

Baron Trübschler aus Dresden. Der ist voll Leben, übersprudelnd witzig, dann wieder still hinbrütend. Ein Dämon begleitet ihn, aber kein freundlicher, kein glücklicher. Er ist noch sehr jung und doch sieht er gealtert aus, er hat wohl schon Unglück gehabt, bei all' seinen günstigen äussern Verhältnissen.

Auch Reinstein aus Raumburg kam hin. Der schreibt richtige geschickte Programme und Zuschriften, sein gewaltiger, scharfer, zersezender Verstand ist imponirend, wenn auch seine Persönlichkeit weniger anziehend ist.

Martiny aus Friedland ist eine um so lebenswürdigere Natur. Sein Wesen ist Freundschaft und Hingebung. Wenn er aber droben steht auf der Rednerbühne und spricht für die Sache seiner Ueberzeugung, dann erbleicht sein edles Gesicht und er zeigt sich als ein ganz anderer, ein zürnender Heros, Blize sprühend aus der kalten Wetterwolke seines gerechten Zornes.



Auch Arnold Ruge und seine Frau waren da. Frau Ruge hat schon größere Kinder, aber dennoch bewegt sie sich wie ein Mädchen, ihre braunen Augen sind wie brennende Kohlen und können, so dünkt mich's, sagen: ich bin vergnügt, ich habe gelebt und laß mir das Leben gefallen, so lang es nun eben geht. Es ist ein schöner Zug, daß Ruge so freundlich gegen Kinder ist, er herzt sie und scherzt mit ihnen, er ist selbst ein Kind mit ihnen. Und doch waren seine Reden im Parlament die reichsten an Ideen; aber diese Ideen, schön und erhaben, sie sind alles, was man Edles denken kann, nur nicht — praktisch. Sie taugen überall hin, nur nicht in's Leben, wie es nun einmal in Wirklichkeit ist.

Da saßen wir alle, hart am Rhein, er spülte an die Gartenmauer, er trug leichte und schwerbeladene Boote dahin; wie der Zeitstrom trüben und hellen Sinn, leichte und schwere Herzen mit sich fortnimmt. Wir giengen nach dem schönen Dibricher Schloßgarten. Wir wander-

ten durch die Glashäuser des Wintergartens, fast so groß wie ein Labyrinth. Trauliche Boskete, Springbrunnen von üppigen Tropengewächsen überbogen, Weidenkanapee's hinter wohlriechenden Stauden und Schlingpflanzen versteckt, einladend zu Liebe und Lebenslust. Wenn draußen in der weiten Natur der Frühling und der Sommer einfrösteln, so zieht man sich hieher zurück und feiert seinen ewigen Frühling des Herzens, der Liebe, seine Feste unter den feurigen Blättern und Zweigen des Südens. Der Reiche kann sich diese Herrlichkeit mit Geld kaufen, selbst Liebe und Lust, er kann Winter in Sommer verwandeln; während draußen im feuchten Herbst und im kalten Winter des Lebens und der Natur der Arme steht, verlassen von der Jugend und ihren Reizen, mit den Falten des Alters überwölkt, also auch verlassen von der Liebe — höchstens noch breiten sich die blüthenlosen Nester der Treue über ihm aus.

Wir saßen wieder am Rhein. Am Rhein muß man ihn trinken, den Wein des Rheins,



hier wird er vollends zum Göttertrank. Er  
perlte in unsern Kelchgläsern, und der Geist  
der Freunde sprühte Funken und Feuer in Lust  
und Scherz. Ueber mich aber kam hier die  
erste Ahnung vom kommenden Unglück. Die  
Parteispaltungen traten eben ein; wer das  
Ueberstürzende, das Starre, das Unbeugsame  
einzelner Charaktere kannte, hoffte auf keine  
Vereinbarung. Man strebte nach Unmöglichem  
für diesen Augenblick, und an dieser Klippe  
sah ich die edelsten Kräfte zerschellen, die nächste  
Zukunft Deutschlands sich brechen. Es war  
tief Nacht, als wir nach Frankfurt zurückkehrten.  
Die Lampen brannten zur großen Festbeleuch-  
tung dem Reichsverweser zu Ehren schon matt,  
an vielen Häusern waren sie gar ausgegangen.  
Ich suchte meine Wohnung; auch hier waren  
die Lichter bereits erloschen, und die engen  
Strassen sahen stumm und düster aus.

---



### Offenbach und der Röderberg.

In Wiesbaden sollte große Volksversammlung gehalten werden. Viele der Freunde waren schon früh Morgens hingegangen; andere, ich mit ihnen, wollten gegen Mittag nachkommen, aber die Eisenbahn war bereits davon gebrannt, als wir zum Bahnhof kamen. Die Freunde zürnten und liefen weg. Nur einer blieb bei mir, ein längst verbrüderter, auch er war zornig. „Gehen wir nach Hause“? fragte er. „D nein,“ erwiderte ich, „der Tag wird auch anderswo schön zu finden sein.“ Und der Zufall führte uns nach Offenbach.

Ich werde ihn nie vergessen, diesen ruhig schönen Nachmittag. In Wiesbaden rauschte Rede um Rede. Das Volk horchte und rief „Hoch“ und „Bravo“ und klatschte in die

Hände, wie auf unzähligen Volksversammlungen vorher und nachher. Und hätte man nicht hier, wie an vielen andern Orten, fragen können: Wissen sie auch, was sie thun?

Hier aber in dem traulich himmlisch schönen Garten am Main wogte kein Beifallsturm und kein Redestrom; eine leichte Lust wehte durch die Gesträuche und ließ sie geheimnißvoll lispeln und der Main zog ruhig vorbei. That sich auch die Schiffbrücke auf und ließ schwerbeladene Boote und das rauschende Dampfsschiff durch; bald thaten sich die Wellen wieder zusammen und der Strom glitt ruhig wie eben zuvor dahin. Neben stand das alte isenburgische Schloß und schaute so fest in den Strom hinab, wie vor Jahrhunderten, da es noch von einer fröhlichen Herrschaft bewohnt war.

Und hier in dieser großartigen Idylle saß ich beim Freunde; zwischen den und mich schon so oft ungleiche Anschauungsweise, politische Meinungsverschiedenheiten eine schrofse Kluft ziehen wollten. Hier waren wir Eins, hier



lag die Politik bei Seite, nur Poesie und Natur umgab uns hier, in deren Anschauung und Genuß wir unwandelbar harmoniren. Es war hier an diesem Orte, wo einst Göthe seine selige Liebe mit Lilli lebte. Die Frankfurter ehren Göthe nicht. Es sagte mir ein Frankfurts würdiger Sohn Israels: „Göthe hat für Frankfurt keinen Werth, kein Interesse; was ist er denn auch? er war nie etwas für Frankfurt.“ Meine Ansichten nach dieser Seite hin waren bedeutend berichtigt, nachdem ich dieses gehört hatte. Und als ich Göthes Standbild auffuchte, schön ausgeführt, sinnig und seiner würdig, aber es mit Vitriol bespritzt fand, beschmutzt, verdorben, von diesem Gift angefressen, da wunderte und entsetzte ich mich nicht. Auch sein Haus auf dem großen Hirschgraben suchte ich auf. Es ist mit einer Metallplatte über der Hausthüre als Göthes Geburtshaus bezeichnet. Innen ist alles modern, kein Hauch seiner süßen Lieder weht mehr durch diese Räume, keine Spur von dem frischen



Geist der Frau Rath, die mit Stolz und Freude diesen Sohn an ihrem Herzen trug.

Nur ein großer Kleiderschrank steht noch im Vorplatz eines obern Stockes, der noch von der Frau Räthin vorhanden ist und einst ihre Prachtgewänder beherbergt haben wird. Auch das Mansardenstübchen besuchte ich, in welchem der Knabe und Jüngling Göthe manchen schönen Traum geträumt, manchen Hader und Zorn des Vaters überwand, der, nicht ungerechter Weise, manche Leichtfertigkeit des leben- und geistübersprudelnden Jungen tadelte. In dem Mansardenstübchen, in dem er zeichnete, malte, dichtete, sind jetzt Waffen aus neuester Zeit, und mächtig große Glaskästen mit ausgeblägten Vögeln aller Art. Man wird seltsam berührt, wenn man, vom Geist und Sinn Göthes erfüllt, diese Stube betritt; und das Fremdenbuch, das ausliegt, und die drei blauen Sammtstühle aus alter Zeit und die paar unbedeutenden Zettel von Göthes Hand hinter Glas

und Rahmen vermögen nicht die unangenehm getäuschte Erwartung auszugleichen.

Hier in Offenbach war es kein alter Stuhl, der die Göthes-Erinnerung demonstrieren sollte, hier war Nichts mehr vorhanden, als dieselbe Natur von damals, der Strom, auf dem er mit Lilli schiffte, derselbe Himmel, unter welchem ihre Liebe blühte, reifte und abfiel. Hier auf diesem Boden schwelgte er in Geist und Lebensglück, und wenn die Mitternacht herangekommen war und man sich trennen mußte, so entfernte er sich nicht weit; an dem nahen Röderberg unter einem Baume schlummerte und träumte er einem neuen glücklichen Tag entgegen.

Lilli war eine Jüdin, an die glänzendsten Lebensverhältnisse gewöhnt. Die Verwandten harmonirten nicht. Die Liebenden selbst fühlten sich endlich gepeinigt, und Göthes erste Reise in die Schweiz zerschnitt ein Band zwischen beiden, dessen „Angedenken an verklungene Freuden“ beide bis zum Lebensende begleitete.



Wir gingen auch nach dem Röderberg. An demselben, in einem öffentlichen Garten, steht ein Thurm, von hier aus hat man die herrlichste Aussicht über die herrliche Gegend. Freunde vom Parlament waren hier. Man rauschte hin im wildbewegten Strom des Tages- und Parlamentslebens. In mir aber wehte still hin die Erinnerung an den Geist Göthes, und nie betrat ich Offenbach oder den Röderberg, ohne Beschwichtigung und Erquickung nach den vielfachen Qualen der Gegenwart zu finden, im Andenken an jene poetische und literarische Glanzperiode Deutschlands.

### Am Grabe des Abgeordneten Wirth.

Der herrlichste Sommermorgen war angebrochen, klar und blau, kein Wölkchen am ganzen Himmel, die Erde mit ihren Feldern und blumigten Gärten im Thau erglänzend lag von der Frühsonne angeröthet, nur der Taunus blickte wie immer finster herüber nach dem Frankfurter Friedhof. Hier war ein frisch geschaufeltes Grab, und in der alten Mainzerstraße in Frankfurt lag eine Leiche, für die war es bestimmt; es war die von Wirth, dem Reichstagsabgeordneten, dem Volkstribun, dem Geschichtschreiber Deutschlands.

Es that mir wehe um den Mann damals: sein ganzes Leben war Kummer, Sorge, Kampf, Gefängniß; jetzt war ein Freiheits = Frühling angebrochen, er sah das deutsche Volk in einem



Parlament vereinigt, sich selbst unter den Vertretern; heute aber schon und bald hernach gönnte ich's ihm, daß er sich unter die Erde legen durfte, und nicht erleben mußte, wie die Märzblumen abfielen und es wieder Winter wurde für das Volk, ehe ein Herbst ihm Früchte brachte.

Ein langer Trauerzug kam daher, im schwarzen einfachsten Sarge trugen Turner die Leiche; sie sangen ein Lied, und deutschfarbige Fahnen wehten über Sarg und Grab.

Blum trat vor. Seine Rednergabe, sein edler Sinn, sein freier richtiger Takt ließen ihn auch hier wie immer die rechten Worte finden.

„Wenn wir hier in tiefem und gerechtem Schmerze das Grab unseres Freundes, eines edlen, schwer gepeinigten Mannes umstehen, der den Reim seines frühen Todes wohl empfing, als ihn grausame Willkür zwang, die elendesten, seines weitstrebenden freien Geistes unwürdigsten Handarbeiten zu versehen, so sollen es doch Worte der Versöhnung sein, welche ich hier

spreche, wenn auch die Rache bitter sich im Herzen regt.“ Der Redner ging nun auf Wirths weitere Lebensverhältnisse über. Selbst ergriffen, alle Umstehenden tief ergreifend, gab er nur die Thatfachen aus Wirths Leben, ohne Herbigkeit des Wortes, die Sache selbst war herbe genug. Und endlich wünschte er ihm noch Glück, die Schmach nicht erlebt zu haben, welche in den letzten Tagen die Mehrheit des Parlaments in einer Polenfrage sich anthat.

Sie sangen wieder ein frommes Lied, indeß bedeckten Turner das Grab mit Erde; ein Mann im langen Trauermantel trat vor, dankte im Namen der Hinterbliebenen für die Begleitung zum letzten Gang und forderte zu stillem Gebet auf. Niemand war ungerührt, Männer selbst schämten sich nicht ihrer thränenden Augen.

Wirth ist nun todt, er war ein unermüdlicher Kämpfer in seinen Schriften für die Sache des Volks, für allgemeine Menschenrechte. So mancher kam auch in die Paulskirche mit dem Nimbus eines Märtyrers für die Freiheit, den



er sich erwarb durch jahrelanges Gefängniß und bitterste Mißhandlungen, man glaubte an sie — und doch waren sie kaum eingetreten im Parlament, so wandten sie sich auf diejenige Seite in der Kirche, wo diejenigen saßen, in deren Sinn es gelegen hatte, die Bande fester zu ziehen, welche die Freiheits-Männer im Kerker banden, den Druck noch tödtender zu machen, der auf dem Volk und seinen Verfechtern lag. Wirth starb, ehe selbst die Versuchung zur Schande ihn erreichen konnte. Während Andere in der Schmach, ihrem bessern Wesen ungetreu worden zu sein, hinleben, schläft Wirth im einfachsten schwarzen Sarg den Schlaf des Gerechten in einem ungezierten Grabe.

Doch nicht ganz ungeziert war sein Grab. Frauenhand umstellte es, ehe man den Sarg hintrug mit reich blühenden Rosenstöcken; auf einem der Rosentöpfe stand dieser Vers:

Rosen, die du nicht gebrochen,  
Folgen dir zum Grabe nach;

Dornen, die dich wund gestochen,  
Läßst du hier bei andrer Schmach.

Die Blumen welkten und dorrtten ab, den einfachen Vers hat der Regen vom Topfe weggespült. Aber Wirths Andenken wird nicht im Volk erlöschen. Und sein letztes Werk „die Geschichte der deutschen Staaten von der Auflösung des Reichs bis auf unsere Tage“ wird von einer Hand, einem Geiste fortgesetzt, dessen literarischer Ruf tief begründet ist und dessen Gewissenhaftigkeit in historischen Studien im ganzen deutschen Land anerkannt ist: es ist dieß Wilhelm Zimmermann aus Stuttgart.

Die Kralle schwerer Krankheit packte Wirth, als er eben an diesem Werk arbeitete, mitten in einem Satze, ein Comma ist das letzte Zeichen seiner Hand.

---



Das Domfest in Köln.

Die Kölner veranstalteten eine Jubelfeier ihres Dombaues auf den 14. und 15. August. Der Dombauverein sandte eine Einladung dazu an den Reichsverweser und an die Nationalversammlung. Der Reichsverweser sagte zu, und die Nationalversammlung beschloß, eine Deputation zu schicken, an welche sich dann ein beliebig großer Zug Freiwilliger anschließen mochte. Die Herzen mancher Parlamentsdame und manches Parlamentsherrn zuckten hoch auf in Neugierde und Freude. Freuden erwartete man so große und viele. Die Fahrt nach Köln sollte frei sein für die Parlamentsmitglieder. Die Kölner selbst, hieß es, seien bereit, dieselben als Gäste in Privatwohnungen aufzunehmen.

Wie viel Ehrenbezeugungen und Festessen waren nicht als gewiß in Aussicht. Festessen im Gürzenich. Bei der religiösen Feier im Dom selbst bequeme reservirte Plätze für die Vertreter der Nation, Psalmengesänge, Festzüge! Wie einladend Alles!

So setzte sich, froher Hoffnung voll, ein großes Stück Parlament eines trübten Morgens auf die Eisenbahn nach Mainz, dort erwartete man die Dampfsboote. Die waren aber nach Biberich bestellt, und man mußte weiter ziehen. Da waren nun die Erwählten der deutschen Nation reisefertig, aber das Oberhaupt fehlte noch. Der Reichsverweser reiste erst mit dem zweiten Bahnzug von Frankfurt ab. Das deutsche Volk ist geduldig und hat schon oft gewartet, oft vergebens. Nach zwei drei Stunden kam ja der Reichsverweser mit Ministern und Reisefsäcken, jetzt konnte man zu Schiffe. Aber — o Schrecken! nur ein Dampfboot, geschmückt mit Kränzen und Lauben war bereit, das nahm den Reichsverweser auf und was zu ihm gehörte,



es nahm die Präsidentschaft und einen Theil der Deputation auf, aber weiteren Raum hatte es nicht. Es stieß ab und der Rest der Deputation und viele Andere hatten das Nachsehen. Man sorgte für ein zweites Boot, und als dieß endlich bereit war und die Gesellschaft den Rhein hinabrauschte, da vergaß sie bald die unbequeme Verzögerung. Der trübe Tag hellte sich etwas auf, die Lust einer Rheinfarth machte sich geltend und man trieb sich fröhlich herum; freute sich der Herrlichkeit des Rheins, da stand ja der Johannisberg in seiner Fürstlichkeit glatt und geleast, besser unten auf der andern Seite steht die Rochuskapelle wie ein ehrwürdiger Pförtner; es wird jezt das Rheinthäl enge, eine Riesenschlucht die nur noch die Stromesbreite hat. Da ist Bingen unter den Trümmern der unheimlichen Feste Klopp, in einem Seitenthälchen wölbt sich die leichte Drususbrücke über die Nahe, aus den steilen, dicht mit Wald bewachsenen Bergen aber schauen die Ruinen raubritterlicher Schlösser hervor. Zu diesen

Herrlichkeiten, in denen jetzt das Auge schwelgt, rauscht das Bingerloch sein Naturconcert. Kunst und Muth haben die unsichtbaren Felsen, an welchen sich hier der Strom bricht, für die Schifffarth unschädlich gemacht, aber die wirbelnden, an den Felsen aufschäumenden Wellen bleiben, und die Naturlaute ihres Rauschens klingen als gewaltige Musik weit hinab ins enge Thal.

In Koblenz und Ehrenbreitstein brachte das Militär dem reichsverwerflichen Schiffe, das andere mit den weiteren Stücken des deutschen Reichs war natürlich einige Stunden zurück, seine Ehrenbezeugungen. Die Kanonen donner-ten, Fahnen flatterten und die Soldaten, jedoch ohne Gewehre, verzierten die Festung, die Forts und das Ufer. Auch die Kirchenglocken läuteten aus manchem Orte. Das milderte den unangenehmen Eindruck beim Reichsverweser, den er empfing, als nahe am Johannisberg, vielleicht bei Langenwinkel, zwei große Boote sein Dampfschiff begrüßten, indem sie das



Heckerlied sangen und ihre blutig rothen Fahnen entfalteten.

Diejenigen aber, die all das hörten und nicht hörten, fanden bald, daß auch ein hungerner Magen seine Rechte habe.

Die Küche und die Speisekammer des reichsverwerflichen Schiffes dampften köstlich. Die Tafel für Johann und die Bevorzugten ward gedeckt, die andern giegen selbst aus, Nahrung zu suchen; denn für diese war kaum eine Bedienung vorhanden, und wenn endlich ein Kellner einen Augenblick Gehör gab, so fand sich nur zu bald, wie gering die Schiffsvorräthe waren. Das Wenige, das außer dem Bedürfniß für die erzherzogliche Tafel da war, war bald, zu ungeheuren Preisen bezahlt, rein aufgezehrt. Manche duldeten in stiller Ergebung die Qual des Hungers, andere aber, Jordan aus Berlin mit einigen Freunden, giengen eroberungsfüchtig nach der Vorrathskammer. Hier stand einsam, verlassen vom Schutze des Speisemeisters, eine köstliche Torte! Glückliche mit diesem Fund,

giengen die Herren an ihren Tisch; das Messer wird angelegt, man schneidet zu. „Halt, ruft der heranstürzende Speisemeister in Verzweiflung, die Torte ist für die Tafel des Reichsverwesers“, und den zerstörenden Messern wird der süße Raub wieder entrisen, zusammengeflickt und auf die Tafel gebracht. Die Torte aber war beschädigt worden und Herr Jordan und die Seinigen hatten das Attentat auf dieselbe mit fünf Thalern zu bezahlen.

Die Stücke Parlament, welche jetzt auf dem Rhein schwammen, waren des Hungers gerade nicht gewöhnt — man unterbrach die Sitzungen in der Paulskirche mit Besuchen in den nahen Restaurationen und Conditoreien — nur die Aussicht auf die gastlichen Verheißungen Kölns vermochten diesen Fasttag erträglich zu machen.

Es dunkelte schon, als das Schiff vor Köln ankam. Der Gemeinderath, der Vorstand des Dombauevereins und solche Herren giengen an Bord und begrüßten den Reichsverweser unter Böllerschüssen mit feierlichen Reden. Derselbe



danke in einfachen Worten, in einfachem Noche, den breitrandigen Hut in der Hand. Das Einfache seiner ganzen Erscheinung gefiel allen wohl und der Jubel und die Festlichkeiten waren laut und glänzend, und obschon es später regnerisch wurde, zog doch ein Fackelzug vor seine Fenster und brachte ein Ständchen, als er in der Wohnung des Herrn von Wittgenstein angekommen war. Auf dem Schiffe lud dieser vornehme preussische Offizier den Erzherzog ein in sein Haus, da empfing ihn ein preussischer Prinz und der Erzbischoff, alles in außerordentlichem Glanz und Pracht, und wieder fiel Johanns einfacher Rock annehmlich auf.

Die Empfangsfeierlichkeiten waren vorüber, es war tief Nacht geworden, es regnete ein wenig, da landete auch das zweite Dampfboot. Viele der Abgeordneten erhielten Karten, theils mit Namen der Kölner Einwohner, welche sich bereit erklärt hatten, Gäste aufzunehmen, theils Anweisungen in Gasthäuser; hier war einem

Gasse ein Schöpplein Wein zugewiesen und auch etwas Imbis.

Da standen sie in den nächtlichen dunkeln Straßen, es ward ihnen sehr schwer, die Häuser zu finden, es war Niemand da, der sie zurecht gewiesen hätte; und wenn sie endlich die bezeichneten Häuser gefunden hatten, so geschah es mehr als einem der Abgeordneten, daß die Dame des Hauses mit kalter Verbeugung sagte: „Es ist ein Mißverständniß, ich habe mich nicht verbunden, Jemand aufzunehmen, ich bedaure“. Und wieder war man auf die Gasse gewiesen. Einem bekannten bayrischen Abgeordneten passirte es, daß er an drei Thüren diese Nichtaufnahme erfuhr, im vierten Haus behielt man ihn um Gottes Willen. Doch auch viele wurden aufgenommen, sie fanden wenigstens Obdach. Freilich wenn man die gewöhnlichen menschlichen Bedürfnisse mitbrachte, so war man übel daran, man mußte außer dem Hause dafür sorgen. Einer der Abgeordneten mußte, zu müde, um zum Abendessen auszugehen, ohne irgend eine



Erfrischung schlafen gehen, und wie der Tag kam und er ausgehen wollte, um zu frühstücken, fiel es Niemand ein, ihm die beschmutzten und bestaubten Kleider zu reinigen.

Doch die Festtage brachen jetzt an. Man zog nach dem Dom am ersten der zwei Festtage und horchte auf den wirklich herrlichen tausendstimmigen Chorgesang; es wurde auch Concert gegeben; Abends kam der König von Preußen, empfangen mit den üblichen Festrufen und mit besonders reicher Militärpracht. Der Reichsverweser gieng der preussischen Majestät bis an die Brücke entgegen zur öffentlichen Umarmung. Wie der König in seiner Wohnung war, durfte zuerst aufwarten die Deputation der Nationalversammlung mit den Freiwilligen. Gager stimmte seinen erhabensten Baß an: der Dombauverein habe die Nationalversammlung zu diesem Feste eingeladen. Die deutsche Nation habe sich aber ein größeres und schwierigeres Werk als diesen Dom vorgesetzt, das nicht vollendet werden könne, ohne Theilnahme und

Opfer Aller. Bei den bekannten deutschen Gesinnungen des Königs rechne die Nation auf seine Mitwirkung. Darauf sprach der König: Wie die deutsche Einheit schon sein Jugendgedanke gewesen sei, so schenke er dem Wert der Nationalversammlung die größte Theilnahme und sie könne auf seine Unterstützung rechnen. Eins aber möge sie nicht vergessen, daß es auch Fürsten in Deutschland gebe, daß er auch einer davon sei. Ein Fackelzug schloß wieder den Tag.

Die Glocken aller Kirchen von Köln klangen wunderbar in aller Frühe schon durch die Lüfte, und riefen die Geistlichkeit in den Dom zur Konsekration. Vor dem König und dem Reichsverweser paradirten indeß Bürgerwehr und Linie, um die Kirche aber war eine zahllose Menge frommer Seelen im Gebete versammelt, und begrüßten singend die hohe Geistlichkeit, die jetzt den Bau umzog und den Platz weihte; während andere sich zum Festzug rüsteten.

Die Glocken riefen zum Hochamt, die Thore



des mächtigen Tempels öffneten sich. Nichts achtend, nur das heilige Fest im Auge, drang die Menge durch die Eingänge; zum Erdrücken füllten sich alle Räume. Das hieher geladene Stück Nationalversammlung, seinen edlen Gagern an der Spitze, nahte auch. Das Volk drängte, zwängte, stieß sich durch die Pforten; auf diese Weise einzudringen, schien gegen die Würde des deutschen Reichs. Man wartete, sah zu, und als die Massen sich durchgedrängt hatten, war die Kirche voll, daß keine Maus des deutschen Reichs hätte durchschlüpfen können; da sagte Gager zu anwesenden Festordnern: „Wir sind die eingeladene Nationalversammlung und ich ihr Präsident“. Man bedauerte sehr, war die Antwort, aber die für sie bestimmten Plätze seien bereits vom Volk eingenommen worden. Ob sich für Einzelne noch ein Hinterspörtchen mag aufgethan haben, das weiß ich nicht. Vielleicht. Im Allgemeinen war der preussisch kölnische Dom der deutschen Nation diesmal nicht zugänglich.

Die kirchliche Feier dauerte lange. Nach 1 Uhr begann der Festschmauß im Gürzenich. Auf einer Estrade saßen die Fürstlichkeiten, gegen zweihundert und fünfzig vom Glück Begünstigte um sie her, die hielten hier, für fünf Thaler das Convert, ein fürstliches Mahl; wem's hier zu theuer oder wem's zu vornehm war, der nahm seinen Platz unter der Estrade und fand hier für einen Thaler seine, wenn auch nicht reichliche Mittagskost.

Die Reihe der Toaste begann der König von Preußen; dem Reichsverweser galt er. Bis auf die Reige leerte er sein Glas, und unter unbeschreiblichem Jubel machte er nach alter Sitte die Nagelprobe. Toast folgte auf Toast, endlich verließen am Abend die Herrschaften den Saal und fuhren nach Schloß Brühl. Die Lustigkeit der zurückgebliebenen Gesellschaft ward lauter und lauter. Die Stadt beleuchtete sich, zum Schluß strahlte der Dom — ein imposanter Anblick — in purpurnen Feuerfluthen.



Mit ihrem Erlöschen waren die Festlichkeiten vorüber.

Mit dem Grau der Nacht kamen auch mehr und mehr unangenehme Empfindungen über die anwesenden Abgeordneten. Sie zogen einige Stunden hinter den Empfangsfeierlichkeiten her, sie fanden keinen Eintritt zur Domfeierlichkeit, der Festschmauß im Gürzenich war für viele verlegend, und manche, die an die gastliche Aufnahme in Köln glaubten, sich nicht mit strozenden Börsen versehen, kamen in nicht geringe Verlegenheit, und selbst diejenigen, welche Geld genug bei sich hatten, traf Unstern. Taschenkünstler in Schaaren — man sagte, selbst von Paris — strömten herbei und erwarben sich fremdes Eigenthum. Herr Welker aus Baden füllte seine Tasche mit fünf und fünfzig Louisdors; eine gewandte Hand schnitt sie ihm im Gedränge sammt der Tasche vom Leibe. Der würdige Herr hatte nicht nur den Verlust seines Geldes zu beklagen, ein gewisses unnennbares Kleidungsstück war so elend verstümmelt, daß

er in gar spöttischem Aufzug seine Würde nach Hause tragen mußte.

Am andern Morgen früh reiste die Parla-  
mentsgesellschaft ab. Man wollte bis Mainz  
mit dem Dampfboot, von dort mit dem letzten  
Bahnzug nach Frankfurt. Es war aber nicht  
der eiligste Dampfer, den das deutsche Reich  
zur Reise bekam. Es wurde Abend und Mit-  
ternacht und Mainz noch immer nicht erreicht.  
Gegen 1 Uhr Morgens kam man an, aber auch  
hier fand man sich übel situirt. Keine Thüre  
wollte sich aufthun, die meist demokratischen  
Mainzer hatten keine Lust, denen, die vom  
königlich preussischen Feste kamen, einige Auf-  
merksamkeit oder nur ein Unterkommen zu ge-  
währen. Jeder von der Linken wurde mit der  
edelsten Gastfreiheit stets in Mainz geehrt.  
Die Rechte des Parlaments fand überhaupt in  
den Rheinbessischen Landen nie andre als un-  
freundlichen Empfang. Nur mit Noth fanden  
sich in jener Nacht in Kastell ein oder zwei  
Gasthäuser bereit, die Unglücklichen wenigstens



unter Obdach zu nehmen, wenn ihnen auch sonst nicht viel gegeben ward, und auf's Bitterste enttäuscht, fand man sich in Frankfurt ein.

Das Domfest gab den Namen her, eigentlich aber wollte Preußen seinen Militärglanz und sein Gewicht schau stellen. Ein aufmerksames Auge sah tief hinunter in den Riß zwischen Preußenthum und Deutschthum und die unzähligen schwarz-roth-goldenen Fahnen, die die Sympathie für Ein Deutschland glänzend entfalteten, waren nicht im Stande, in manchem treuen ächt deutschen Geiste die Besorgniß fürs Vaterland zu überdecken.

An dem Morgen, da der Reichsverweser und seine Nachzügler nach Köln fuhren, zog ein anderes Dampfboot auch mit einer Anzahl Abgeordneter ebenfalls den Rhein hinab. Mit Ehrengesängen wurden die Vorüberfahrenden von den Nachbarorten begrüßt, mit Freuden-schüssen und wehenden Fahnen. Einige zwanzig Glieder der Linken aus der Nationalversammlung waren von Ihstein auf sein Gut Hall-

garten eingeladen. Es liegt am Rheine nahe dem Johannisberg. Das blanke in einem herrlichen Nebengarten gelegene Haus nahm die Geladenen auf. Die Freudenbezeugungen geschahen nicht aus Verwechslung, wie man nachher es gerne gedreht hätte. Ihstein war Tags zuvor vorausgeeilt und links und rechts am Rheine war der Besuch der freien Männer bekannt geworden, sowie der Umstand, daß sie nicht auf einem Kölner, sondern auf dem Düsseldorfer Dampfboot fahren. Auch sie hatten ihre Festtage, aber andere, als die in Köln. Wis und Brüderlichkeit, Geist und Liebe, perlender Rheinwein, beglückten die Gäste unter dem Dach von Vater Ihstein. Vater Ihstein, dieser edle menschenliebende Greis, mit dem klugen Gesichte, der hohen klaren Stirne und dem schönen silbernen Haar — wie bewegte er sich so schön in diesen Tagen! Sie waren um ihn gesammelt in ächter Begeisterung, in reinem Streben, in treuer Freundschaft.



ms. 24

## Inhalt des ersten Heftes:

Die Paulskirche.

Die Klubbs.

Die Damengallerie.

Die Wahl des Reichsverwesers.

Der Einzug des Reichsverwesers in Frankfurt.

Ein Besuch in Biberich.

Offenbach und der Röderberg.

Am Grabe des Abgeordneten Wirth.

Das Domfest in Köln.

## Inhalt des zweiten und dritten Heftes:

Der Waffenstillstand von Malmö.

Herrn Heckschers Todesnöthen.

Im deutschen Hof.

Volksversammlung auf der Pfingstweide.

Der Morgen

Der Mittag

Der Abend

} des 18. Septembers.

Eine militärische Leichenseier.

Eine Leichenseier anderer Art.

Felix Lichnowsky.

Robert Blum.

Damenclubb im Hotel Landsberg.

Das Weinhaus Jacobi.

Bankett in Mainz.

Ein Antrag von Beller.

Eine Kaiserwahl.

Das Parlament verlegt sich nach Stuttgart und

Warum?